

Evidenzbasierte Suchtprävention aus systemtheoretischer Perspektive

Martin Hafen

- 5.1 Einleitung – 44
- 5.2 Die erkenntnistheoretische Konzeption der Systemtheorie – 44
- 5.3 Theorien und Methoden als Programme des Wissenschaftssystems – 45
- 5.4 Empirische und theoretische Herausforderungen für die evidenzbasierte Suchtprävention – 46
- 5.5 Die Systemtheorie als theoretische Grundlage mit Integrationspotenzial – 48
- 5.6 Die Welt der Systeme – 50
- 5.7 Die empirische und theoretische Erforschung von Einflussfaktoren – 51
- 5.8 Die Erforschung der Wirkung präventiver Maßnahmen – 51
- 5.9 Die Erforschung von Zielgruppenaspekten – 52
- 5.10 Schlussfolgerungen – 53
- 5.11 Fazit für die Praxis – 54
- Literatur – 54

5.1 Einleitung

Eine Verstärkung der Evidenzbasierung in der Suchtprävention erscheint wie auf anderen Präventionsfeldern unverzichtbar und wohl auch unvermeidbar. Zum einen geraten die Auftrag- und Geldgeber zunehmend unter Druck, die von ihnen finanzierten Maßnahmen der Suchtprävention zu legitimieren. Zum anderen handelt es sich auch bei der Suchtprävention um ein sich professionalisierendes Handlungsfeld. Das bedeutet u. a., dass die Fachleute ihr Handeln vermehrt auf das zur Verfügung stehende wissenschaftliche Wissen beziehen oder zumindest beziehen müssten, so wie dies auf anderen Handlungsfeldern (z. B. der Medizin) auch geschieht.

Seit längerer Zeit werden die methodologischen Probleme diskutiert, die sich der evidenzbasierten Suchtprävention stellen. Ebenfalls thematisiert werden die bisweilen unrealistischen Ansprüche in Hinblick auf die Evaluation von Programmen und Projekten der Suchtprävention, insbesondere wenn Evaluation einfach mit Wirkungsforschung gleichgesetzt wird (vgl. Uhl, 2012).

In diesem Beitrag werden die Möglichkeiten und Grenzen der evidenzbasierten Suchtprävention aus der Perspektive der soziologischen Systemtheorie (Luhmann, 1993, 1994a, 1994b, 1996, 1997, 1998, 2002) und der davon abgeleiteten systemischen Präventionstheorie (vgl. u. a. Hafen, 2005, 2013) beschrieben. Ein besonderer Fokus wird dabei auf das Zusammenspiel von Theorie und Empirie in der Suchtprävention gelegt.

5.2 Die erkenntnistheoretische Konzeption der Systemtheorie

Die soziologische Systemtheorie wird den konstruktivistischen Theorien zugeordnet (vgl. Hafen, 2013, S. 13 ff.). Diese Theorien gehen davon aus, dass die Realität als solche nicht erreicht werden kann, sondern im Rahmen ihrer Beschreibung als Wirklichkeit konstruiert wird (vgl. Berger & Luckmann, 1987; Watzlawick, 1976). Das entscheidende Theoriestück die Beschreibung der konstruktivistischen Ausrichtung der Systemtheorie ist die

Operation der Beobachtung. Beobachtung wird dabei definiert als Bezeichnung im Kontext einer Unterscheidung (Luhmann, 1994b, S. 73 ff.). Wenn wir über etwas sprechen, etwas bewusst wahrnehmen oder über etwas nachdenken, bezeichnen wir dieses Etwas (z. B. die Suchtprävention oder die Gesundheit) und unterscheiden es damit automatisch von dem, was es aus dieser Optik nicht ist (z. B. Suchttherapie oder Krankheit). Das Bezeichnete eröffnet entsprechend eine mehr oder weniger spezifizierte Unterscheidung. So kann man die Suchtprävention ganz unspezifisch von »allem anderen« unterscheiden; es ist aber auch möglich, sie in Differenz zu ganz bestimmten anderen Phänomenen (etwa der Behandlung oder anderen Präventionsarten wie z. B. der Gewaltprävention) zu stellen.

Diese unterscheidungstheoretische Konzeption des Beobachtungsbegriffs ist für die Begriffsklärung enorm hilfreich. Sie erlaubt es, Bezeichnungen nicht isoliert, sondern in Relation zur anderen Seite der Unterscheidung zu sehen. Bezeichnungen wie System, Prävention, Gesundheit, Freiheit etc. können so immer mit Bezug zu ihrer Gegenseite (etwa Umwelt, Behandlung, Krankheit, Zwang) analysiert werden. Die bezeichneten Phänomene werden damit nicht isoliert, sondern in Relation zu dem dargestellt, wovon sie unterschieden werden. Die im Rahmen der Beobachtungsoperationen genutzten Zeichen sind Zwei-Seiten-Formen (Luhmann, 1993). Das bedeutet, dass die im Rahmen der Beobachtung verwendeten Zeichen sich nicht nur von anderen Zeichen, sondern auch in sich unterscheiden. Auf der einen Seite dieser internen Unterscheidung steht das Zeichen selbst (z. B. das Wort »Sucht«) und auf der komplementären Seite das durch das Zeichen bezeichnete Phänomen. Das Zeichen ist demnach nicht das Phänomen; vielmehr rekonstruiert es das Phänomen »Sucht« in Form von Sprache und unterscheidet es gleichzeitig von anderem. Gerade der Suchtbegriff macht deutlich, dass diese Konstruktion nicht eindeutig oder objektiv ist, sondern einen Bedeutungs- bzw. Sinnhorizont eröffnet, der für unterschiedliche Beobachter ganz unterschiedliche Anschlüsse ermöglicht. Der Suchtbegriff wird entsprechend nicht nur für unterschiedliche Phänomene genutzt - von der Schwindsucht über die Drogensucht bis hin zur

Eifersucht; vielmehr unterscheiden sich die Deutungen der genutzten Begriffe durch individuelle Beobachter mehr oder weniger stark. Andererseits sind Zeichen bzw. Wörter wie »Sucht« auch nicht einfach beliebig, da sich wie bei allen Begriffen oder Wörtern in der Kommunikation gewisse Deutungen etablieren, also mehrheitsfähig werden und andere nicht.

Im wissenschaftlichen Kontext verwendete Begriffe zeichnen sich dadurch aus, dass sie definiert und die Deutungen damit transparent gemacht werden. Das unterscheidet Begriffe von bloßen Wörtern. Weil der Horizont möglicher Deutungen so weit wie möglich eingeschränkt wird, bekommen die Leserinnen und Leser einer wissenschaftlichen Studie eine präzisere Vorstellung davon, wovon die Rede ist, wenn ein bestimmter Begriff für die Bezeichnung eines wissenschaftlich beobachteten Phänomens verwendet wird. Auch in Prävention und Gesundheitsförderung ist es ein Qualitätsmerkmal, wenn die benutzten Bezeichnungen (z. B. im Konzept für ein Präventionsprojekt) sorgfältig definiert werden. Das geschieht bei weitem nicht immer, was auch mit der oft unzureichenden theoretischen Fundierung der präventiven Maßnahmen zu tun hat.

Auch die Präventionspraxis macht immer wieder die Erfahrung, dass die gleichen Bezeichnungen und Botschaften unterschiedlich gedeutet werden. So führen Botschaften, die aus der Perspektive von Präventionsfachleuten eindeutig sind, bei den Zielpersonen immer wieder zu ganz unterschiedlichen Interpretationen. Was für die eine Person abschreckend wirkt, kann bei einer anderen das Risikobedürfnis stimulieren und eine aus fachlicher Sicht ungünstige Handlung wahrscheinlicher machen, anstatt sie zu verhindern. Doch nicht nur bei den Zielpersonen, sondern auch beim Diskurs unter den Fachleuten und mit den Auftraggebern ist die Kontingenz, also die Möglichkeit unterschiedlicher Interpretationen von Begriffen, immer wieder zu beachten. Das ist auch bei den Begriffen, die im Zentrum dieses Textes stehen – etwa ‚Evaluation‘ oder ‚Evidenzbasierung‘ – nicht anders. Auch sie sind höchst unterschiedlichen Deutungen unterworfen, die gerne zu unrealistischen Erwartungen führen (vgl. Uhl, 2012).

5.3 Theorien und Methoden als Programme des Wissenschaftssystems

Aus der konstruktivistischen Perspektive der Systemtheorie unterscheiden sich wissenschaftliche Erkenntnisoperationen nicht grundsätzlich von Alltagsbeobachtungen. Auch sie ermöglichen kein Abbild der »realen« Realität. Vielmehr resultieren sie aus besonderen, hier also wissenschaftlichen Konstruktionen, die dadurch wissenschaftlich werden, dass sie nach den spezifischen Beobachtungsprinzipien der Wissenschaft entstanden sind. So unterscheiden sich wissenschaftliche Theorien von Alltagstheorien u. a. dadurch, dass sie klar definierte, zueinander in Beziehung gesetzte Begriffe nutzen. Empirisches Wissen wiederum wird nach festgelegten Regeln erhoben, wobei diese Regeln je nach Untersuchungsgegenstand die Deutungshorizonte mehr oder weniger einschränken und so »härteres« (verlässlicheres) oder »weicheres« Wissen erzeugen. Trotzdem garantiert auch keine noch so sorgfältige und komplexe Methodik einen Blick auf die »reale« Realität. Auch eine wissenschaftlich-empirische Beobachtung bezeichnet das Beobachtete im Kontext von Unterscheidungen und wie jede Beobachtung kann sie im Moment der Beobachtung nicht sehen, was sie nicht sieht. Ihre Resultate sind daher keine Abbildungen der Realität, sondern kontingente Konstruktionen einer beobachter-spezifischen Wirklichkeit, wenngleich diese Wirklichkeit systematischer konstruiert wird als unsere Alltagswirklichkeit, die durch unsere persönlichen Erfahrungen (oft unbewusst) mitgeprägt wird.

Der wissenschaftlichen Empirie wird in der Systemtheorie, anders als in vergleichbaren theoretischen Ansätzen, im Vergleich zu den Methoden kein privilegierter Zugang zur Realität zugeschrieben. Was jedoch unterscheidet Empirie von Theorie, wenn dieses Unterscheidungskriterium des Realitätszugangs wegfällt? Luhmann (1994b, S. 410 ff.) unterscheidet nicht mehr zwischen Theorie und Empirie, sondern zwischen Theorie und Methoden, denen er die empirischen Methoden neben anderen unterordnet. Sowohl Theorien als auch Methoden sind für ihn Programme des Wissenschaftssystems. Theorien haben die Funktion des Erklärens. Diese

Erklärungen kombinieren theoretische Sätze mit komplexeren Theorieprogrammen. Kausalerklärungen und Prognosefähigkeit können nach Luhmann Ziel der Theoriebildung sein; es ist aber zu beachten, dass Kausalitäten und Wirkungen immer durch einen Beobachter konstruiert werden und daher zwangsläufig kontingent, d. h. auch anders möglich sind.

Im Gegensatz zu den Theorien sind die Methoden viel stärker an den Code des Systems gebunden. Sie haben nach Luhmann (1994b, S. 415) »kein anderes Ziel als: eine Entscheidung zwischen wahr und unwahr herbeizuführen. Sie sind, im Unterschied zu Theorien, also zunächst auf ein extrem reduziertes Problem angesetzt«. Dabei operieren die Methoden nach den Bedingungen der Logik:

- Sie konstituieren Einheiten, die identisch gehalten werden müssen,
- sie unterstehen dem Gebot der Vermeidung von Widersprüchen,
- sie garantieren den Ausschluss dritter Werte auf der Codeebene,
- sie vermeiden Paradoxien.

Besio und Pronzini (1999, S. 390 f.) weisen darauf hin, dass der Theoretiker Luhmann den Methoden der Sozialwissenschaften nicht abgeneigt ist. Er schlage nur vor, der Theorie als Programm des Wissenschaftssystems genauso Raum zu gewähren wie der Empirie. Luhmann selbst (1994b, S. 404) weist auch explizit auf die Notwendigkeit der gegenseitigen Beeinflussung von Theorie und Methoden hin. Die Gefahr, dass der fehlende Zugang zur Realität Theorien und Methoden einer weitgehenden Beliebigkeit preisgibt, werde verringert, wenn Theorie und Methoden konsequent in Bezug zu einander gesetzt werden. So sollten die in einem Forschungsprojekt eingesetzten Methoden theoretisch begründet und die Aussagen und Erklärungen der Theorie empirisch überprüfbar sein. Wir werden nachfolgend am Beispiel der Suchtprävention sehen, dass die empirische Überprüfbarkeit von Theorien mit der zunehmenden Komplexität des Beobachtungsgegenstandes immer schwieriger zu gewährleisten ist. Während die Methoden auf die Beobachtung von »extrem reduzierten Problemen« ausgerichtet sind (vgl. das Zitat von Luhmann weiter oben), ist der Beobachtungshorizont vor Theorien fast

beliebig erweiterbar. So ist die empirische Überprüfbarkeit einer umfassenden Gesellschaftstheorie wie der Systemtheorie Luhmanns nur bedingt möglich. Das kann dazu führen, dass gerade sehr leistungsfähigen Theorien die Wissenschaftlichkeit abgesprochen wird und sie in die Nähe der Philosophie gerückt werden. Andererseits sind viele der gesellschaftlichen Probleme wie Armut oder ökologische Zerstörung so komplex, dass sie mithilfe von Theorien mit geringer Reichweite gar nicht angemessen erfasst werden können.

5.4 Empirische und theoretische Herausforderungen für die evidenzbasierte Suchtprävention

Doch wenden wir uns nun den spezifischen Herausforderungen für Theorie und Methodik in Hinblick auf die evidenzbasierte Suchtprävention zu. Suchtprävention ist wie jede Prävention darauf ausgerichtet, ein Problem, nämlich die Sucht, zu verhindern. Sie tut dies wie jede Form von Prävention, indem sie Risikofaktoren verringert, welche die Wahrscheinlichkeit einer Problemstehung erhöhen, und Schutzfaktoren stärkt, die den Einfluss der Risikofaktoren verringern (Hafen, 2013, S. 150). Die Herausforderung beim Problem Sucht ist, dass die Suchtentstehung durch zahlreiche dieser Faktoren beeinflusst wird: biologische Faktoren wie die genetische Disposition, psychische Faktoren wie die Selbstwirksamkeitserwartung oder die Fähigkeit zur Stressverarbeitung, soziale Faktoren wie Gruppendruck oder soziale Unterstützung und physikalisch-materielle Faktoren wie die Zusammensetzung der Suchtmittel. Sucht ist in diesem Sinn ein bio-psycho-soziales Phänomen, das sich aus einer hochkomplexen Konstellation von Einflussfaktoren ergibt. Diese Faktoren haben (als proximale Faktoren) entweder einen eher direkten Einfluss auf die Suchtentstehung, oder sie sind (als distale Faktoren) für die Entstehung der proximalen Faktoren von Bedeutung.

Nehmen wir ein Beispiel: Wenn wir davon ausgehen, dass eine gute Selbstwirksamkeitserwartung (Bandura, 1997) vor Suchtentstehung schützt, dann kann die Prävention versuchen, diesen psychischen

Schutzfaktor zu stärken. Da sich die Selbstwirksamkeitserwartung eines Menschen nicht einfach durch eine Informationsbroschüre, gutes Zureden oder gelegentliches Lob verbessern lässt, muss sich die Prävention die Frage stellen, welche Faktoren zur Bildung einer guten Selbstwirksamkeitserwartung führen. Stellt man diese Frage, so stößt man auf eine Reihe weiterer Einflussfaktoren. Bandura selbst stellt aufgrund seiner Forschungen folgende Faktoren für die Entwicklung von Selbstwirksamkeitserwartung in den Vordergrund:

- persönliche Erfahrungen in Hinblick auf Erfolg oder Misserfolg eigener Bemühungen,
- stellvertretende Erfahrungen durch Beobachtung von Verhaltensmodellen (der Eltern, Geschwister etc.),
- sprachliche Überzeugungen (z. B. externe oder interne Motivation im Sinne von »Du kannst das!«) und
- die Kompetenz zur Wahrnehmung eigener Gefühlsregungen.

Berücksichtigt man nun die Erkenntnisse aus der Neurobiologie, der Entwicklungspsychologie, der Bindungstheorie und anderer Disziplinen, dann liegt der Schluss nahe, dass die Grundlagen für die Entwicklung einer gut ausgebildeten Selbstwirksamkeitserwartung in der frühen Kindheit liegen (Hafen, 2014). Die Frage ist dann, wie man einem kleinen Kind regelmäßig die Erfahrung ermöglichen kann, dass es mit seinen Bemühungen Erfolg hat und dafür positive soziale Resonanz erfährt. Diese Frage führt zu einer Reihe von Umweltbedingungen: Im Vordergrund steht das Erziehungs- und Vorbildverhalten der Eltern und alle Faktoren, die dieses Verhalten beeinflussen, z. B. das Erziehungswissen, die finanziellen Verhältnisse oder vorhandene psychische Beeinträchtigungen. Man kann den Fokus aber auch auf die Rahmenbedingungen im Kontext der familienergänzenden Kinderbetreuung legen. In diesem Fall werden Faktoren wie die Qualifikation des Personals oder das Verhältnis von ausgebildeten Betreuungspersonen und der zu betreuenden Kinder wichtig. Am Schluss dieser Wirkungskette stehen dann die Maßnahmen, mit denen diese distalen Einflussfaktoren im Sinne der Prävention bearbeitet werden können – etwa durch die Verbesserung der Erziehungskompetenz

von Eltern aus sozioökonomisch ungünstigen Verhältnissen im Rahmen von sozialpädagogischer Familienbegleitung oder durch die Lancierung einer umfassenden Strategie der frühen Förderung in einem Staat oder einem Bundesland zur Verbesserung der Rahmenbedingungen für die familienergänzende Kinderbetreuung.

Dieses beliebig gewählte Beispiel ergibt einen Eindruck der Komplexität, mit der sich eine evidenzbasierte Suchtprävention konfrontiert sieht, wenn sie auch nur auf einen einzigen Schutzfaktor (die Selbstwirksamkeitserwartung) fokussiert und diesen Faktor im Sinne der Prävention angehen will. Vonseiten der empirischen Forschung ergeben sich dann zwei große Herausforderungen: Einerseits muss empirisch belegt sein, dass eine gut ausgebildete Selbstwirksamkeitserwartung die Wahrscheinlichkeit der Suchtentstehung verringert, dass die wiederholte Erfahrung eigener Selbstwirksamkeit eine Grundlage einer gut ausgebildeten Selbstwirksamkeitserfahrung ist, dass ein adäquates Erziehungs- und Vorbildverhalten der Eltern eine wichtige Bedingung solcher Erfahrungen ist und dass eine sozialpädagogische Familienbegleitung das Erziehungs- und Vorbildverhalten von Eltern aus sozioökonomisch schwierigen Verhältnissen verbessern kann. Andererseits muss die Wirkung der gewählten Präventionsmaßnahme (sozialpädagogische Familienbegleitung zur Stärkung der Erziehungskompetenz und des Vorbildverhaltens von Eltern aus sozioökonomisch benachteiligten Verhältnissen) nachgewiesen werden. Dafür muss der Einfluss aller anderen möglichen Einflussfaktoren (und Einflussfaktoren auf diese Faktoren) sowie Maßnahmen methodologisch kontrolliert werden. Dazu kommt in diesem Fall, dass zwischen dem Zeitpunkt der Intervention und dem Zeitpunkt eines möglichen Auftretens der Suchtentstehung viele Jahre vergehen. Es braucht demnach eine Langzeitforschung, die mit der Herausforderung konfrontiert ist, dass sich die Konstellation der Einflussfaktoren beim einzelnen Kind im Laufe dieser Jahre stetig verändert.

Aus dieser Perspektive ist es nicht erstaunlich, dass selbst die relativ gut ausgebaute Langzeitforschung im Bereich der frühen Förderung (noch) nicht in der Lage ist, den konkreten Einfluss einzelner Fördermaßnahmen oder klar spezifizierter

Kombinationen von Maßnahmen in der frühen Kindheit zu bestimmen (Camilli et al., 2010, S. 607). Andererseits ist der Nachweis einer positiven Wirkung ganzer Förderprogramme auf Faktoren wie den Schul- und Berufserfolg, die Straffälligkeit, die Sozialhilfeabhängigkeit etc. v. a. bei Kindern aus sozioökonomisch schwierigen Verhältnissen in zahlreichen dieser Studien erbracht worden.

Das Beispiel dokumentiert das Zusammenspiel von Theorie und Empirie. Zuerst müssen die Wirkmechanismen auf den einzelnen Einflussfaktorebenen empirisch belegt sein, um die Plausibilität der theoretischen Annahmen zur Suchtentstehung zu garantieren. Es bleibt der hier skizzierte Zusammenhang zwischen einer konkreten Maßnahme der sozialpädagogischen Familienbegleitung und der Verhinderung von Sucht so lange theoretisch, bis ein methodologisch korrekter Nachweis einer direkten Wirkung erfolgt. Dieser Nachweis ist angesichts der Komplexität und Dynamik dieser Wirkungskette eine große Herausforderung (vgl. dazu ausführlich Uhl, 2012). Ist er im Rahmen einer Studie mit RCT-Design (Randomised Controlled Trial, ein Forschungsverfahren mit einer zufällig ausgewählten Untersuchungs- und Kontrollgruppe) mehrfach erbracht worden, kann sich evidenzbasierte Suchtprävention auch auf eine den lokalen Umständen angepasste sorgfältige Replikation des erfolgreichen Programms beschränken.

Wenn der direkte Nachweis der Wirkung eines Programms oder Projekts aus methodologischen oder strukturellen Gründen (z. B. wegen fehlender Finanzierung) nicht möglich ist, kann sich die Wirkungsforschung auch darauf konzentrieren, wenigstens den Nachweis der Wirkung auf den direkt anvisierten Faktor (die Verbesserung des Erziehungs- und Vorbildverhaltens der Eltern) zu erbringen. Streng genommen ist der Wirkungsnachweis dann aber nur ein Beleg für den positiven Einfluss einer sozialpädagogischen Maßnahme in Hinblick auf die Verbesserung der Erziehungskompetenz. Der Nachweis einer suchtreduzierenden Wirkung bleibt rein theoretisch, so lange es nicht gelingt, ein methodologisch ausgefeiltes RCT-Langzeitforschungsdesign zur realisieren, das es erlaubt, den positiven Einfluss der Maßnahme auf die Suchtentstehung direkt nachzuweisen.

5.5 Die Systemtheorie als theoretische Grundlage mit Integrationspotenzial

Das Beispiel hat gezeigt, dass es für eine evidenzbasierte Suchtprävention unabdingbar ist, Theorien im Sinne Luhmanns (und vieler anderer Autorinnen und Autoren) und Methoden konsequent zueinander in Bezug zu setzen. Nur so wird es möglich, die Kontingenz sowohl der Theorien als auch der Methoden einzuschränken und auf diese Weise zu verlässlicheren Ergebnissen zu kommen. Die bereits erwähnten Erkenntnisse aus der frühen Förderung (vgl. etwa Camilli et al., 2010, oder Heckman & Conti, 2012) zeigen, dass in den letzten 40 Jahren viele Erfahrungen mit der Durchführung RCT-Langzeitstudien gemacht worden sind, von denen auch die Suchtprävention profitieren kann. Andererseits zeigen die entsprechenden Übersichtsarbeiten auch, dass noch eine Vielzahl methodologischer Probleme zu bewältigen ist, wenn differenzierte Erkenntnisse zu Wirkungen von Maßnahmen unter so komplexen Bedingungen ermöglicht werden sollen.

In Hinblick auf die Theoriebildung lautet der Befund ähnlich: In den letzten Jahrzehnten wurde zwar eine zunehmende Anzahl an Theorien entwickelt, die sich mit den Entstehungsbedingungen von Sucht auseinandersetzen, in der Regel verfügen sie jedoch über eine beschränkte Reichweite. Das bedeutet, dass sich diese Theorien mit dem Zusammenhang einzelner Risiko- und Schutzfaktoren auseinandersetzen, die Entstehungsbedingungen dieser Faktoren und ihr systemisches Zusammenspiel sowie die daraus entstehende Komplexität aber weitgehend außer Acht lassen. Petraitis et al. (1997) unterscheiden in ihrer Übersichtsarbeit folgende übergeordneten Kategorien von solchen theoretischen Ansätzen:

- Kognitiv-affektive Theorien wie die Theorie rationalen Handelns von Ajzen und Fishbein;
- Theorien des sozialen Lernens wie diejenige von Bandura, der die Theorie durch die Integration des Selbstwirksamkeitskonzepts zu einer Theorie des sozialen und kognitiven Lernens weiterentwickelte;
- Theorien der konventionellen Verpflichtung und der sozialen Bindung sowie die Theorie der sozialen Kontrolle von Elliott und Kollegen;

- Theorien, in denen intrapersonale Faktoren die Schlüsselrolle spielen wie die Theorie der Selbstbeeinträchtigung (»self-derogation«) von Kaplan;
- Theorien, die kognitiv-affektive, lerntheoretische, bindungstheoretische und intrapersonale Konstrukte integrieren, z. B. die Theorie des Problemverhaltens von Jessor und Jessor, die sich nicht nur auf Suchtmittelkonsum beschränkt, sondern auch nach den Gründen für zahlreiche andere problematischen Verhaltensweisen fragt.

Zu den letzteren, eher umfassenderen Theorien könnte man sicher auch Tretters ökologische Theorie der Suchtentstehung zählen (Tretter, 1998). Neben diesen vereinzelt Versuchen, das ‚systemische‘ Phänomen Sucht in seiner ganzen Komplexität zu erfassen, gibt es bis heute kaum Versuche, den theoretischen Beobachtungsbereich noch weiter zu fassen und auch andere zu verhindernde Probleme zu integrieren. Oder wie es McQueen mit Blick auf die Gesundheitsförderung ausdrückt:

- » Woran es bis heute jedoch mangelt, sind umfassende, sozialwissenschaftlich orientierte Theorien der Gesundheitsförderung, welche die individuelle und die soziale Perspektive integrieren. (McQueen, 2007, S. 23 f.)

Wenn man unter der ‚sozialen Perspektive‘ nicht nur die direkte Lebenswelt der Zielpersonen, sondern die umfassenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen versteht (was bei einem Phänomen wie der Sucht eigentlich unerlässlich ist), dann wird klar, dass es zusätzlich auch Theorien mit großer Reichweite braucht. Mit den Arbeiten zu einer Theorie der systemischen Prävention (Hafen, 2005, 2013) liegt ein Versuch zur Entwicklung einer solchen Theorie vor. Für die Wahl der soziologischen Systemtheorie nach Niklas Luhmann (vgl. 1994a, 1994b, 1997) als Grundlage für die systemische Präventionstheorie sprechen mehrere Punkte (vgl. zu dieser Argumentation Hafen, 2013, S. 8 f.): Zum einen bietet die Theorie ein umfassendes Instrumentarium an Begriffen und Aussagen, das sich gut dazu eignet, ein so vielfältiges, komplexes Praxisfeld wie das der Prävention zu erfassen. Dabei

kommt sehr gelegen, dass sich die soziologische Systemtheorie seit einigen Jahren insbesondere durch die Arbeiten von Fuchs (u. a. 2005a, 2005b) immer mehr auch zu einer Theorie psychischer und körperlicher Systeme entwickelt. Zum anderen zeichnet sich die Theorie durch ein großes Maß an Interdisziplinarität aus, da Luhmann Elemente von Theorien aus den unterschiedlichsten Wissenschaftsbereichen in seiner Theorie verarbeitet hat. Diese interdisziplinäre Fundierung erweist sich für ein hochgradig interdisziplinäres Handlungsfeld wie die Prävention als äußerst fruchtbar. Weiter spricht die große Anschlussfähigkeit in vergleichbaren Bereichen der professionellen Praxis – etwa in der Psychotherapie, der Unternehmensberatung, der Erziehung oder der Medizin – für die Wahl der Systemtheorie als Grundlage einer Theorie präventiver Maßnahmen. Und schließlich ist die soziologische Systemtheorie eine Theorie, die sich selbst in ihre Beobachtungen mit einbezieht. Wenn die Systemtheorie als konstruktivistische Theorie z. B. auf die Annahme einer absoluten Wahrheit verzichtet, dann heißt dies gleichzeitig, dass eine systemtheoretische Beschreibung der Prävention nur eine neben anderen möglichen Beschreibungen ist – und sicher nicht die einzig Richtige. Die Theorie verfolgt entsprechend nicht das Ziel, das Wesen oder die Realität der Prävention zu ergründen. Vielmehr geht es um die Frage, wie die moderne Gesellschaft die Prävention konstruiert und welche Unterscheidungen sie dafür nutzt.

Die systemische Präventionstheorie kann in diesem Sinn in Anschluss an Luhmann (2002, S. 199 ff.) als ‚Reflexionstheorie‘ der Prävention bezeichnet werden. Solche Theorien zeichnen sich dadurch aus, dass sie vornehmlich mit der Wiederbeschreibung bestehender Beschreibungen (in diesem Fall: der Prävention) operieren und sich mit ihrem Beschreibungsbereich identifizieren, ohne dabei auf Kritik verzichten zu müssen. Die systemische Präventionstheorie pendelt entsprechend zwischen der Perspektive der Präventionspraxis und der Perspektive einer streng wissenschaftlichen Theorie. Das Potenzial dieser Theorie soll hier genutzt werden, um einige Punkte näher zu betrachten, die für die Evidenzbasierung und die Wirkungsforschung in der Suchtprävention von besonderer Bedeutung sind.

5.6 Die Welt der Systeme

Eine spezifische Eigenschaft der Luhmannschen Systemtheorie ist, dass sie die unterschiedlichen Ebenen menschlichen Lebens strikt trennt (vgl. hierzu und nachfolgend Luhmann, 1994a, 1997 und Hafen 2013). Sie unterscheidet entsprechend körperliche, psychische und soziale Systeme, die für sich relevante Umwelten bilden. Ein System wird dabei nicht als Einheit, als Raum oder als etwas Gleichbleibendes verstanden, sondern als operative Differenz, als Differenz von System und Umwelt. Dieser differenzorientierte Zugang der Systemtheorie lässt sich an einem Beispiel verdeutlichen (vgl. dazu Hafen, 2013, S. 13). Ein System wird zum System in Abgrenzung von und über den gleichzeitigen Einschluss seiner Umwelt, so wie ein Loch erst durch seinen Rand zu einem Loch wird. Das System ist demnach ohne seine Umwelt genauso wenig zu denken wie das Loch ohne seinen Rand.

Das »System als operative Differenz« bedeutet, dass sich die Systeme über die Verkettung ihrer systemeigenen Operationen (re-)produzieren und sich in diesem Prozess von ihrer Umwelt mit allen anderen Systemen und ihren Operationen abgrenzen. Die theoretische Trennung der Systemebenen Körper, Psyche und Soziales begründet sich durch die unterschiedliche Art der Operativität: Körperliche Systeme reproduzieren sich über biochemische oder bioelektrische Prozesse, psychische Systeme über Wahrnehmungen und Gedanken und soziale Systeme über Kommunikationen.

Der (selbstreferenziellen) Verkettung der systemeigenen Operationen steht der (fremdreferenzielle) Bezug zur Umwelt gegenüber. Systeme sind nicht autark; vielmehr tasten sie die Systeme in ihrer relevanten Umwelt laufend auf Informationsmöglichkeiten ab, filtern die für sie wichtigen Informationen heraus und passen ggf. (und selbstbestimmt) ihre Strukturen den sich verändernden Umweltbedingungen an. Information ist in diesem Sinn nichts von außen Gegebenes; vielmehr wird sie mit Bezug zur Umwelt systemintern generiert. Das bedeutet, dass Information nicht über die Systemgrenzen hinweg übertragen werden kann, aber doch Informierungsmöglichkeiten entstehen, wenn man als relevante Umwelt in den Fokus des Systems gerät. Luhmann (1997, S. 95 ff.) spricht

in diesem Zusammenhang von der operativen Geschlossenheit der Systeme: Die Schließung der Systeme erfolgt entsprechend durch die selbstreferenzielle Verkettung ihrer Operationen und wird wie erwähnt durch die systemgesteuerte (fremdreferenzielle) Offenheit gegenüber den Systemen in der relevanten Umwelt ergänzt.

Versuchen wir, diese abstrakten Überlegungen am Beispiel der Suchtprävention zu erläutern: Die Suchtprävention hat keine Möglichkeit, direkt in die operativen Prozesse ihrer Zielsysteme einzugreifen. Sie kann weder neuronale Verschaltungen im Gehirn direkt veranlassen noch kann sie die Gedankengänge der psychischen Systeme ihrer Zielpersonen festlegen. Suchtprävention realisiert sich in der Regel (eine Ausnahme wäre z. B. eine Suchtimpfung) als soziales Geschehen, also als Kommunikation in Form von Kampagnen, peer-gesteuerten Gruppendiskussionen, Erlebnispädagogik, motivierenden Kurzinterventionen, Verbote etc. Beim oben aufgeführten Beispiel zur Verbesserung des Schutzfaktors »Selbstwirksamkeit« war es eine sozialpädagogische Familienbegleitung, mittels derer versucht wird, das soziale Geschehen »Erziehung« in der betreffenden Familie zu beeinflussen. Als Kommunikation bleibt die Prävention zwangsläufig Umwelt der körperlichen und psychischen Systeme, die sie vor einer Suchtentstehung schützen will. Wie am Beispiel gezeigt, orientiert sie sich als Verhältnisprävention oder setting-orientierte Prävention bisweilen an den relevanten sozialen Systemen der Zielpersonen. Auch hier wird sie selbst nicht zur familiären Kommunikation oder zur Erziehung des Kindes. Ihre Bestrebungen müssen zuerst darauf ausgerichtet sein, überhaupt zur relevanten Umwelt dieser Systeme zu werden. Gerade bei Familien aus schwierigen sozioökonomischen Verhältnissen ist diese Erreichbarkeit ja oft ein großes Problem. Ist die Erreichbarkeit gewährleistet, dann muss mittels einer möglichst umsichtigen Methodik versucht werden zu erreichen, dass das anvisierte System die Informationsangebote im gewünschten Sinn aufnimmt und verarbeitet, dass sich bei unserem Beispiel also das Erziehungsverhalten der begleiteten Eltern verbessert und dem Kind in gesteigertem Ausmaß die Erfahrung der Wirksamkeit des eigenen Handelns ermöglicht.

In den Worten der Präventionstheorie: Die Suchtprävention bestimmt zu beseitigende Risikofaktoren und zu stärkende Schutzfaktoren in psychischen und sozialen Systemen und versucht, diese Faktoren (als Verhaltensprävention bei den psychischen und als Verhältnisprävention bei den sozialen Faktoren) in ihrem Sinn zu beeinflussen. Wie sie das tut, welche Methodik sie für ihre Beeinflussungsversuche also wählt, das ist nicht beliebig. Wenngleich operative Steuerung der Zielsysteme aus der Perspektive der Luhmannschen Systemtheorie nicht möglich ist, so sind trotzdem Einflüsse möglich. Es ist jedoch das jeweilige System das (bewusst oder unbewusst) bestimmt, welches Geschehen in der relevanten Umwelt als Anlass für Informationsgewinne und Lernprozesse genommen wird und welches nicht. Vielleicht sind es in unserem Beispiel die Kommunikationen der sozialpädagogischen Familienbegleitung die eine Wirkung erzeugt haben, vielleicht aber auch jene der engsten Freunde, anderer Eltern oder Mütter und Väterberatung.

5.7 Die empirische und theoretische Erforschung von Einflussfaktoren

Wir haben weiter oben gesehen, dass es eine zunehmende Anzahl wissenschaftlicher Erkenntnisse zu Risiko- und Schutzfaktoren gibt und von diesen Erkenntnissen zahlreiche Theorien der Suchtentstehung abgeleitet worden sind. Wir haben auch gesehen, dass es mehr (empirische und theoretische) Ansätze braucht, die das systemische Zusammenspiel mehrerer Faktoren im Fokus haben. Systemisch heißt in diesem Zusammenhang, dass es die Suchtprävention mit flüchtigen (operativen) Systemen zu tun hat, die zwar über ihre Strukturen eine gewisse Beständigkeit (und damit Nicht-Beliebigkeit) garantieren und sich doch laufend verändern, weil sie im Dauerkontakt mit einer sich ebenfalls laufend verändernden Umwelt stehen. Exakt dies ist gemeint, wenn Luhmann (1998) von Temporalisierung von Komplexität spricht: Wir haben es weder mit vollständig berechenbaren (quasi maschinellen), noch mit absolut beliebigen (sprich: chaotischen) Systemen zu tun,

sondern mit der laufend aktualisierten Differenz von Einschränkung und Erweiterung von Möglichkeiten. Nun ist Komplexität kein Weltbestand; vielmehr wird sie durch Beobachter eingeführt. Je länger die Zeiträume und je vielfältiger die System-Umwelt-Bezüge sind, die in den Beobachtungshorizont rücken, desto mehr Möglichkeiten ergeben sich. Damit steigt die Komplexität des Untersuchungsbereiches, was bei der Einflussfaktorenforschung in der Prävention im Allgemeinen und in der Suchtprävention eine direkte Auswirkung auf die methodologischen Anforderungen hat, wie das oben aufgeführte Beispiel mit der Bildung der Selbstwirksamkeitserwartung gezeigt hat. Je mehr gesichertes Wissen wir nicht nur zum Einfluss einzelner Faktoren, sondern zur Wirkung ganzer Einflussfaktorenkonstellationen haben, desto präziser können die präventiven Maßnahmen auf die spezifischen Bedingungen der Zielsysteme ausgerichtet werden. Die Einflussfaktorenforschung in der Suchtprävention tut also gut daran, ihren Beobachtungshorizont zu erweitern und sich der sich daraus ergebenden Komplexität zu stellen. Es gibt aus vergleichbaren Wissenschaftsbereichen wie der Ökologie, der Biochemie, der Chaosforschung, der Netzwerkforschung oder der Entwicklungspsychologie (vgl. zu diesem präventionsaffinen Forschungsbereich Guralnick, 2011) Modelle zur Erfassung dynamischer Komplexität, die durchaus auch für die Suchtprävention von Interesse sein könnten.

5.8 Die Erforschung der Wirkung präventiver Maßnahmen

Die Herausforderungen, die mit der Temporalisierung von Komplexität zusammenhängen, stellen sich nicht nur für die Einflussfaktorenforschung, sondern auch für die Interventionsforschung. Jede Präventionsmaßnahme ist für die Zielsysteme ein möglicher Informationsanlass neben zahlreichen anderen Anlässen. Je mehr Zeit nach einer Maßnahme verstreicht, desto mehr potenzielle weitere Informationsanlässe ergeben sich, die auch einen Einfluss auf die Strukturierung der Systeme und damit ihrer weitere Informationsverarbeitung haben. Dazu kommt das Problem von Zeit und Ver-

gessen. Neuronale, psychische und soziale Systeme aktualisieren ihre Strukturen laufend, wobei diese Strukturen festlegen, was erinnert und was vergessen wird (vgl. Luhmann, 1996). Das Gedächtnis entspricht damit einer laufenden Konsistenzprüfung, in deren Rahmen gleichzeitig das Neue (die Information) anhand des Erinnerten (d. h. anhand der bestehenden Strukturen) und das Erinnerte anhand des Neuen erkennbar werden. Für die Suchtprävention bedeutet dies erstens, dass die Nachhaltigkeit der Wirkung von Maßnahmen zu einer großen Herausforderung wird, der mit isolierten Einmalaktionen nur schlecht begegnet werden kann. Und zweitens bestätigt es die Erkenntnisse aus der Neurobiologie und der Entwicklungspsychologie, dass die früh gebildeten Strukturen im Leben eines Menschen von zentraler Bedeutung sind, weil sie die Basis für jede weitere Struktur- bildung (und damit Informationsverarbeitung) bilden. Um auf das oben eingeführte Beispiel zurückzukommen: Ein Mensch, der als Kind kaum positive Resonanz für seine Anstrengungen und seine Fortschritte bekommen hat, wird im späteren Leben Herausforderungen weniger zuversichtlich begegnen als jemand, der für seine Bemühungen viel positive Resonanz erfahren hat. Das wiederum hat einen Einfluss auf den Erfolg seiner Bemühungen, was sich wiederum auf die soziale Resonanz (z. B. ausbleibendes Lob an der Arbeitsstelle) und seine Wahrnehmung auswirkt.

Ein weiteres Problem, das sich für die Interventionsforschung ergibt, ist die weitgehende Unmöglichkeit direktkausaler Interventionen. Wir haben gesehen, dass die Systeme in der Systemtheorie als operative Systeme verstanden werden. Operativität heißt: Die Systeme sind nur Systeme im gegenwärtigen Vollzug; sie kennen – operativ gesehen – nur die Gegenwart, denn auch ihre Strukturen, in denen sich die Vergangenheit manifestiert, werden immer nur gegenwärtig aktiviert. Direktkausale Interventionen sind angesichts der Gleichzeitigkeit operativer Prozesse ausgeschlossen, ausgenommen sie erfolgen durch physische Zerstörung eines Systems (wie bei dem Vollzug einer Todesstrafe) oder bei physikalischen Einflüssen auf die Kommunikation wie dem Niederbrüllen eines Redners bzw. anderem Außenlärm, der das Verstehen erschwert. Ansonsten ist immer Zeit im Spiel

und damit auch die Möglichkeit anderer Einflüsse, wobei diese Möglichkeit mit zunehmender Zeitdauer schnell ansteigt. Zudem haben wir gesehen, dass es immer die anvisierten Systeme selbst sind, die bestimmen, welche Information sie den Umweltanlässen abgewinnen und wie sie diese Informationen verarbeiten.

Die Suchtprävention kann demnach – wie die Erziehung, die Beratung, die Werbung etc. – nichts anderes tun, als kommunikative Informationsmöglichkeiten anzubieten. Wie sie das tut, ist wie gezeigt und nicht beliebig und es ist exakt die Aufgabe der Wirkungsforschung, Antworten auf die Frage zu finden, welche methodischen Zugänge eine größere Wirkung erzeugen als andere.

5.9 Die Erforschung von Zielgruppenaspekten

Um ihre Maßnahmen möglichst wirkungsvoll gestalten zu können, ist die evidenzbasierte Suchtprävention nicht nur auf Wissen zu den Einflussfaktoren und den methodischen Zugängen angewiesen; sie braucht auch möglichst präzise Informationen über ihre jeweiligen Zielsysteme. Sowohl psychische als auch soziale Systeme lassen sich als sich laufend reproduzierende Differenzen nicht festhalten und ihre Strukturen, die darüber entscheiden, wie ein System auf Umweltereignisse reagiert, sind empirisch nicht beobachtbar. Die Suchtprävention ist entsprechend auf Kommunikation angewiesen, wenn sie etwas über ihre Zielsysteme in Erfahrung bringen will – sei es über direkte Gespräche mit den Zielpersonen, über Schlüsselpersonen, über Fachliteratur oder über andere Quellen, die einen vertieften Einblick in die strukturellen Besonderheiten der Zielsysteme erlauben. Exakt aus diesem Grund ist auch die Partizipation der Zielsysteme (seien es Individuen, Organisationen oder Familien) in der Planung, Umsetzung und Evaluierung von Maßnahmen der Suchtprävention so wichtig. Sie erhöht die Chance für die Anschlussfähigkeit der Aktivitäten, weil sie den Präventionsfachleuten wertvolle Erkenntnisse ermöglicht, die das ebenfalls notwendige generalisierte Wissen zu Zielgruppenaspekten (etwa in Hinblick auf Geschlecht, kulturelle Diversität, so-

zioökonomischen Status, Alter) ergänzen. Damit vergrößert sich die Aussicht auf die Erzeugung erwünschter Wirkungen und verringert sich die Gefahr unerwünschter Nebenwirkungen.

Aus der Perspektive der Systemtheorie entsprechen diese Zielgruppenaspekte Merkmalen der sozialen Adresse dieser Systeme (vgl. Hafen 2013, S. 219 ff.). Wie oben ausgeführt, werden die psychischen und körperlichen Systeme ja nicht als Teil der sozialen Systeme (und damit auch nicht als Teil der Gesellschaft) gesehen, sondern als relevante Umwelt. Das bedingt, dass das Verhältnis des Menschen zu den sozialen Systemen gesondert beschrieben werden muss. Hierfür stehen die Begriffe Person, soziale Adresse und die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion zur Verfügung. Menschen werden als Personen in soziale Systeme inkludiert und mit einer sozialen Adresse versehen. Die Begriffe »Person« und »soziale Adresse« sind in diesem Sinn nicht als etwas Körperliches oder Psychisches zu verstehen, sondern als Strukturen, mit denen soziale Systeme ihre Erwartungen Menschen gegenüber regulieren. Man könnte auch sagen: Jeder Mensch ist in jedem sozialen System eine andere Person, weil jeweils andere Aspekte der sozialen Adresse von Bedeutung sind. Übergewichtig zu sein, ist für ein Kind im Kontext der Familie etwas anderes als in Schule, wo es wegen seiner Körperfülle gehänselt wird.

Für die Individuen nehmen mit der zunehmenden Differenzierung der Gesellschaft die Möglichkeiten der Inklusion in unterschiedliche Systeme zu; man denke nur an all die Berufe, die man heute erlernen kann oder an die Freizeitmöglichkeiten, die sich im Vergleich zur Zeit vor fünfzig Jahren eröffnen. Gleichzeitig vergrößern sich die Anforderungen an die Anpassungsfähigkeit, die gefordert ist, wenn sich ein Individuum den unterschiedlichen und sich schnell entwickelnden sozialen Systemen anpassen will. Identitätsbildung wird so gerade für Jugendliche zur einer immer größeren Herausforderung. Identität ist unter den Bedingungen der postmodernen Gesellschaft schon lange nichts mehr Gleichbleibendes, wie der Begriff eigentlich besagt, sondern ein endloser Anpassungsprozess an die sich verändernden polykontexturalen Bedingungen, was – nebenbei gesagt – zu einem Risikofaktor für eine Suchtentstehung werden kann.

Für die Suchtprävention wiederum ist entscheidend, dass sie wie alle Systeme die durch sie inkludierten Menschen selbst mit Erwartungen überzieht. Etwas anders formuliert: Die Suchtprävention konstruiert ihre Zielpersonen durch die Zuschreibung von sozialen Adressen und wie sie das tut, kann ihre Wirkung bzw. das Aufkommen von unbeabsichtigten Nebenwirkungen grundsätzlich beeinflussen. So sind z. B. bei der Arbeit mit Risikogruppen mögliche Beschädigungen der sozialen Adresse von Zielpersonen zu beachten, wie sie auch im Labeling-Ansatz oder in der Stigmatisierungstheorie beschrieben und empirisch erforscht worden sind.

5.10 Schlussfolgerungen

Eine Beschreibung der Suchtprävention mit den Mitteln der Systemtheorie und der davon abgeleiteten systemischen Präventionstheorie belegt die Komplexität, Dynamik und Undurchschaubarkeit der Verhältnisse, die in Hinblick auf die Entstehung und die Verhinderung von Sucht eine Rolle spielen. Für viele der in der Fachliteratur beschriebenen methodologischen Probleme der Präventionsforschung ergeben sich aus dieser Optik ergänzende Erklärungsmöglichkeiten, aber auch Hinweise auf Entwicklungsmöglichkeiten bei der Erforschung suchtrelevanter Einflussfaktoren und der Wirkung von Maßnahmen der Suchtprävention. So ist aus der Perspektive der systemischen Präventionstheorie gut nachvollziehbar, dass umfassende, langfristige angelegte Präventionsprogramme, die mit unterschiedlichen Systembezügen arbeiten, eine bessere Wirkung erzeugen als einzelne isolierte Maßnahmen. Die Theorie gibt auch Hinweise darauf, dass früh einsetzende Maßnahmen mehr Erfolg versprechen als Maßnahmen in der Schule oder im Erwachsenenalter, weil die früh gebildeten Strukturen die weitere Strukturbildung prägen. Schließlich ermöglichen die konstruktivistische Konzeption der Systemtheorie und ihr Verständnis von selbstreferenziellen, selbstorganisierenden und operativ geschlossenen Systemen einen präziseren Blick auf die Interventionsmöglichkeiten der Suchtprävention. Die Konsequenz aus diesen theoretischen Erkenntnissen ist in Forschung

und Praxis dieselbe: Auf der einen Seite legt sie eine gewisse Bescheidenheit in Hinblick auf die eigenen Interventionsmöglichkeiten auf diesem hochkomplexen Handlungsfeld nahe, auf der anderen Seite zeigt sie aber auch, dass es mit einer gut durchdachten Methodik sowie einer soliden Wissensbasis in Hinblick auf die relevanten Umweltfaktoren und die strukturellen Besonderheiten der Zielsysteme durchaus möglich ist Wirkungen zu erzeugen. Es braucht unter diesen theoretischen Prämissen angemessene methodologische und strukturelle Rahmenbedingungen, um mittels der suchtpreventiven Maßnahmen Wirkung zu erzeugen und diese Wirkung nachzuweisen. Diese Rahmenbedingungen sind bei Weitem nicht immer gegeben. Sowohl in der Präventionspraxis als auch in der Präventionsforschung braucht es daher eine gewisse Bescheidenheit in Hinblick auf die eigenen Möglichkeiten. Wenn die Mittel für umfassende Präventionsmaßnahmen und für eine methodologisch korrekte Wirkungsforschung fehlen, muss dies (von den Fachleuten aus der Praxis, den Forschenden, aber insbesondere von den Auftraggebern) so akzeptiert werden. Andererseits muss auch anerkannt werden, dass sich sowohl die Suchtpräventionspraxis als auch die Suchtpräventionsforschung in den letzten Jahrzehnten enorm weiterentwickelt haben und sich auch in Zukunft weiterentwickeln werden. Eine angemessene Kombination von Bescheidenheit und Selbstbewusstsein ist entsprechend sowohl für die Praxis als auch für die Forschung von Bedeutung.

Wie in der frühen Förderung sollte es aus der Perspektive der systemischen Präventionstheorie auch in der Suchtprävention ein Ziel sein, vermehrt Programme zu lancieren, deren nachhaltige Wirkung mit entsprechenden Langzeitstudien belegt werden kann. Wenn die Behörden und andere Auftraggeber die Suchtpräventionsforschung mit den dafür notwendigen Mitteln versorgen, dann kann diese im engen Zusammenspiel mit der Theoriebildung und der Praxis noch mehr zur weiteren Professionalisierung dieses Handlungsfeldes beitragen als sie dies heute schon tut.

5.11 Fazit für die Praxis

Suchtprävention ist ein komplexes und anspruchsvolles Handlungsfeld. Neben der erfahrungsbedingten Expertise der Fachleute braucht es einen angemessenen Bezug auf die Erkenntnisse aus der Präventionsforschung, um sich in dieser Komplexität zurechtzufinden und wirkungsvolle Maßnahmen durchführen zu können. In diesem Kapitel wurde zu zeigen versucht, dass eine angemessene theoretische Fundierung sowohl für die Praxis als auch für die Forschung eine wichtige zusätzliche Orientierungshilfe darstellt.

Sucht ist ein bio-psycho-soziales und hoch dynamisches Phänomen. Eine angemessene theoretische Fundierung erfordert daher Theorien, die in der Lage sind, die Besonderheiten und das Zusammenspiel von körperlichen, psychischen und sozialen Prozessen zu beschreiben. Mit der systemtheoretisch begründeten systemischen Präventionstheorie wurde ein solcher Ansatz vorgestellt. Er bietet eine Möglichkeit, die Expertise aus der Praxis und die Erkenntnisse aus der Präventionsforschung im Sinne einer evidenzbasierten Suchtprävention zu ergänzen und sich im Austausch mit diesen anderen beiden Perspektiven weiterzuentwickeln.

Literatur

- Bandura, A. (1997). *Self-efficacy. The exercise of control*. New York: Freeman.
- Berger, P. L., & Luckmann, T. (1987). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit: eine Theorie der Wissenssoziologie* (6. Aufl.). Frankfurt a. M.: Fischer.
- Besio, C., & Pronzini, A. (1999). Die Beobachtung von Theorien und Methoden – Antwort auf A. Nassehi. *Soziale Systeme* 5, 385–397.
- Camilli, G., Vargas, S., Ryan, S., & Barnett W. S. (2010). Meta-analysis of the effects of early education interventions on cognitive and social development. *Teachers College Record* 112 (3), 579–620.
- Fuchs, P. (2005a). *Die Psyche. Studien zur Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt*. Weilerswist: Velbrück.
- Fuchs, P. (2005b). Die Form des Körpers. In: M. Schroer (Hrsg.), *Soziologie des Körpers* (S. 48–72). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Guralnick, M. J. (2011). Why early intervention works: A systems perspective. *Infant and Young Children* 24 (1), 6–28.

- Hafen, M. (2005). *Systemische Prävention. Grundlagen für eine Theorie präventiver Maßnahmen*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Hafen, M. (2013). *Grundlagen der systemischen Prävention. Ein Theoriebuch für Lehre und Praxis* (2., vollständig aktualisierte Aufl.). Heidelberg: Carl-Auer.
- Hafen, M. (2014). ‚Better Together‘ - Prävention durch Frühe Förderung. *Präventionstheoretische Verortung der Förderung von Kindern zwischen 0 und 4 Jahren* (2., inhaltlich erweiterte Version des Schlussberichtes zuhanden des Bundesamtes für Gesundheit). Luzern: Hochschule Luzern – Soziale Arbeit.
- Heckman, J. J., & Conti, G. (2012). Early childhood development: Creating Healthy Communities with Greater Efficiency and Effectiveness. In: N. O. Andrews & D. J. Erickson (Eds.), *Investing in What Works for America's Communities* (S. 327–337). United States: Federal Reserve Bank of San Francisco and Low Income Investment Fund.
- Luhmann, N. (1993). Zeichen als Form. In: D. Baecker (Hrsg.), *Probleme der Form* (S. 45–69). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1994a). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie* (5. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1994b). *Die Wissenschaft der Gesellschaft* (2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1996). *Zeit und Gedächtnis. Soziale Systeme* 2 (2), 307–330.
- Luhmann, N. (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1998). Temporalisierung von Komplexität. Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe. In: N. Luhmann (Hrsg.), *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* (Bd. 1, 2. Aufl.). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (2002). *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Herausgegeben von Dieter Lenzen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- McQueen, D. (2007). Critical Issues in Theory for Health Promotion. In: D. McQueen und I. Kickbusch (Hrsg.), *Health and Modernity. The Role of Theory in Health Promotion* (S. 21–42). New York: Springer.
- Petratis, J., Flay, B. R., & Miller, T. Q. (1995). Reviewing Theories of Adolescent Substance Use: Organizing Pieces in the Puzzle. *Psychological Bulletin* 117 (1), 67–86.
- Tretter, F. (1998). *Ökologie der Sucht: Das Beziehungsgefüge Mensch-Umwelt-Droge*. Göttingen: Hogrefe.
- Uhl, A. (2012). Methodenprobleme bei der Evaluation komplexerer Sachverhalte: Das Beispiel Suchtprävention. In: Robert Koch-Institut, Bayerisches Landesamt für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit (Hrsg.), *Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes: Evaluation komplexer Interventionsprogramme in der Prävention: Lernende Systeme, lehrreiche Systeme?* (S. 56–78). Berlin: RKI.
- Watzlawick, P. (1976): *Wie wirklich ist die Wirklichkeit? – Wahn, Täuschung, Verstehen*. München: Piper.